



Glück auf!



Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Hindenburg Anzeiger“.

Nr. 279

Hindenburg Sonnabend den 4. Dezember

1920

~ Asta Leoni. ~

Kriminal-Roman von Fr. M. White.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe ihn, da er mir ja ganz unwichtig schien schon auf der Fahrt vernichtet und fortgeworfen. — In dem Automobil wurde ich nach dem Eshause gebracht. Eine Frau, deren Gesichtszüge ich einer spanischen Mantilla wegen nicht erkennen konnte, öffnete mir und führte mich an ein Bett, darin ich den Mann fand, der ermordet worden ist. Ich konstatierte an dem beinahe Sterbenden eine Vergiftung durch Laudanum, und es gelang mir mit unsäglichlicher Mühe, ihn im Verlaufe einer Stunde etwa zu retten. Als ich der Frau oder dem jungen Mädchen erklärte, daß ich wiederkommen würde, wies sie durch Gesten dies Anerbieten ab und bezahlte mich mit drei Goldstücken. Gegen zwölf Uhr verließ ich das Haus; wie ich schon auf dem Flur war, erlosch plötzlich das Licht und ich hörte einen Aufschrei und ein Geräusch wie von einem schweren Fall. Darauf wurde es wieder hell und ich konnte das unheimliche Haus verlassen. Das ist meine ganze Geschichte.“

Starringer hatte ihn nicht noch einmal unterbrochen. Auch Hetty war ganz ruhig geblieben; ein heißes Glücksgefühl durchströmte Egon Hardeck, da er bemerkte, wie sie nun seinen Arm inniger an sich drückte. Er verstand die stumme Gebärde wohl — sie glaubte an ihn, an die Wahrheit seiner Worte, was fragte er da noch nach der Meinung dieses Beamten!

Eine Weile verging in Schweigen, während deren sich der Beamte Notizen in ein Buch machte. Dann überreichte er es Hardeck.

„Darf ich Sie bitten, Herr Doktor, Ihren Namen darunter zu setzen?“

Der junge Arzt überflog das Geschriebene und unterschrieb es sodann ohne Zögern. Als er das Buch dem Kommissar zurückgab, sagte er ruhig und fest:

„Wenn Sie etwas Weiteres von mir wollen — ich stehe zu Ihrer Verfügung. Ich bin bereit, Sie —“

Doch Starringer hob abwehrend die Hand.

„Bitte sehr — die Angelegenheit ist, wie ich denke fürs erste erledigt. Oder hätten Sie mir noch etwas Weiteres mitzuteilen?“

Hardeck verneinte.

„Nun also! — Darf ich dann noch um einige Angaben bitten — Ihre Adresse ist?“

Hardeck nannte ihm Straße und Hausnummer und gab auch bereitwillig Antwort, als der Kommissar sein Notationale aufnahm. Er war froh, daß die Angelegenheit diese Wendung genommen hatte. Das Geheimnis hatte ihm drückend auf der Seele gelegen, und er hatte sich innerlich der Feigheit geziehen, daß er nicht sogleich hingegangen war, um vor Gericht seine Aussage zu machen.

Wachte man auch anfangs Verdacht gegen ihn haben — man konnte doch keinen Unschuldigen verurteilen, — er hatte nichts zu fürchten, da er reinen Gewissens war.

Allerdings sagte er sich, daß er durch das Hinzögern seiner Aussage den Verdacht gegen sich nur verstärkt haben konnte. Besser jedoch immer noch so, wie wenn er dem Beamten gegenüber geschwiegen hätte und sein Besuch im Eshause später durch einen dritten zufällig zur Kenntnis des Gerichtes gekommen wäre.

Trotz des durchaus höflichen Benehmens des Kriminalbeamten glaubte er doch bestimmt, daß der Mann ihn im Verdacht der Täterschaft hatte. Und da er sehr wenig Erfahrung im Gerichtswesen besaß, hatte er geglaubt, man würde ihn vom Fleck weg verhaften. Er war aufrichtig froh, daß sich diese Vermutung als irrig erwies. Denn er wußte, daß es für Hetty ein furchtbarer Schlag gewesen wäre; und überdies bot sich ihm so eine Gelegenheit, Fernau um Rat zu befragen, wie er sich weiter zu verhalten habe.

Mit einer kleinen, kühlen Verbeugung verabschiedete sich Herbert Starringer vor der Tür des Möbelmagazins von dem Brautpaar, das den Weg nach der Wohnung des Schriftstellers einschlug.

13. Kapitel.

Ein gutes Stück Weges gingen Hardeck und seine Verlobte schweigend nebeneinander her. Wie gern hätte ihm Hetty etwas zum Troste gesagt. Aber sie mußte ihre Gedanken erst ordnen — zu plötzlich, zu unerwartet war das Schreckliche über sie hereingebrochen. Nicht für den Bruchteil einer Sekunde hatte sich ein Verdacht gegen den Mann, dem sie ihr Herz geschenkt hatte, in ihrer Seele geregt. Aber mit seinem weiblichen Instinkt hatte sie empfunden, daß dieser Beamte, den sie zu hassen und zu verabscheuen meinte, Egon für einen Mörder hielt; und sie war klug genug, sich zu sagen, daß auch andere wohl diesen Verdacht teilen könnten.

Wie sie dem jungen Arzte einmal den Kopf zuwandte, begegnete sie seinem Blick, der wie in banger Frage auf sie gerichtet war. Da zwang sie sich mit beinahe übermenschlicher Kraft zu einem tapferen Lächeln, und innig drückte sie den Arm des Geliebten an sich.

„Wir wollen jetzt nicht darüber sprechen, Liebster; ich meine, jedes Erörtern ist unter uns überhaupt unnütz. Ich bin ja nur ein törichtes Mädchen, und ich kann dir doch keinen Rat geben, der dir von Nutzen sein könnte. Wir wollen meinem Onkel alles erzählen, er wird schon einen Ausweg finden.“

Ihre schlichten Worte gaben Hardeck seinen Mut und

seine Fassung zurück. Innig drückte er ihre Hand, und halb scherzend fragte er:

„Und wenn sie mich nun als einen Raubmörder verurteilen?“

Aber Hettig schüttelte ernst den Kopf.

„Du sollst so etwas auch nicht im Scherz sagen, Egon. Das ist ja natürlich ganz undenkbar. Doch was auch kommen mag, wie sich die Dinge gestalten mögen — eins wird es immer geben, die an dich glauben und die dir zur Seite steht.“

Unbekümmert um einen alten Herrn, der mit einem etwas wehmütigen Schmunkeln auf die beiden bläute, nahm Hardeck ihren Kopf in die Hände und küßte sie innig auf den Mund. Sie errötete heiß und sah ihm liebevoll in die Augen.

„Ich weiß es ja, wie gut und wie edel du bist!“ flüsterte sie leise. „Was frage ich da nach dem, was die Leute reden!“ —

Fernau öffnete ihnen auf ihr Klingeln selbst die Tür. Scherzend drohte er mit dem Finger.

„So hatte ich mir das nicht gedacht, meine Herrschaften! — Seit anderthalb Stunden warte ich nun auf euch, und meine Jette murrte und knurrt in der Küche, daß ihr der Kaffee wieder kalt geworden ist. — Na, da ihr glücklich da seid, soll euch in Gnaden verziehen sein.“

In dem Dämmerlicht des Flures nahm er die ernststen Gesichter der beiden nicht wahr, und während sie ihre Ueberkleider ablegten, plauderte und scherzte er aufgeräumt. Erst im Zimmer fielen ihm ihre Schweigsamkeit und ihre gedrückten Mienen auf.

„Aber was habt ihr denn, Kinder? Vielleicht unterwegs gezankt?“

Hardeck berichtete ihm kurz von dem Zusammentreffen mit Starringer. Fernau lauschte ihm, ohne seine Erzählung mit einem Wort zu unterbrechen, und blickte nachdenklich auf die blauen Rauchringe seiner Zigarette.

„Sie konnten natürlich nicht anders handeln, als dem Mann die Wahrheit zu sagen,“ sagte er, als der junge Arzt geendet. „Ich habe einen derartigen Zwischenfall natürlich nicht voraussehen können. Aber je seltsamer und unerklärlicher die Geschichte scheinbar wird, um so klarer wird sie mir. Ich gedente euch in Erstaunen zu versetzen, meine Lieben, und besonders Sie, Hardeck! — Sie erinnern sich, daß Sie mir Einzelheiten nicht erzählt haben? Ja? — Nun, so will ich ohne Ihr Dazutun Ihren Bericht ergänzen.“

Hardeck lächelte unglaublich.

„Parдон — aber das erschönt mir ganz unmöglich. Es ist ja ausgeschlossen, daß Sie irgendwie Zeuge gewesen sind, ebensowenig aber können Sie von dritter Seite etwas erfahren haben.“

Fernau nickte.

„Sie haben recht — das eine und das andere ist ausgeschlossen. — Aber sehen wir, ob ich zuviel gesagt habe. Sie erwähnten soeben nur, daß Sie die Banknoten gestern erhielten. Ich vermute, für einen Kunstgegenstand, sagen wir beispielsweise für eine italienische Skulptur, einen Frauenkopf darstellend?“

„Fehlgegangen. Ein Kunstgegenstand war es wohl, aber ein Gemälde.“

„Ein Bild — hm. Sollte ich mich auch irren, wenn ich vermute, daß Ihnen der Käufer bis zum gestrigen Tage ganz unbekannt war und daß er Ihnen über das Bild eine lange Familiengeschichte erzählte?“

Hardeck geriet in Erstaunen.

„Jawohl — das ist richtig. Aber ich begreife nicht...“

„Ich sagte Ihnen doch vorher, daß Sie nicht begreifen würden. Fahren wir also fort. Der Käufer des Bildes teilt Ihnen mit, daß es ein altes, stets hoch in Ehren gehaltenes Erbstück seiner Familie sei. In schwerer Notlage habe er sich genötigt gesehen, es zu veräußern, und nun, da es ihm wieder besser ginge, hätte er den Wunsch gehabt, es wieder zu erwerben. Aber es sei nicht aufzufinden gewesen, bis er es plötzlich anlässlich eines — wie er sagt: ganz zufälligen — Aufenthaltes hier in Berlin im Schaufenster eines Kunsthändlers gesehen hat. Durch

das Vergessen seiner Börse sei er genötigt gewesen, sich aus dem Hotel Geld zu holen, und wie er wiederkam, sei das Gemälde bereits verkauft gewesen. Er habe Ihren Namen als den des Käufers erfahren und sei sogleich zu Ihnen gegangen, um es Ihnen abzukufen. Das alles erzählt er womöglich in einer fremdländisch klingenden Sprache und so überstürzt, daß Sie den Einzelheiten nicht recht folgen können. Er nimmt auch das Bild gleich mit und nennt Ihnen seine Adresse nicht. — Habe ich recht?“

Hardeck ging es ungefähr wie jenem Schüler im „Faust“ — auch er hätte antworten können: Mir wird von alledem so bumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum. Da ihm das schöne Wort jedoch nicht gleich zur Hand war, begnügte er sich damit, Fernau mit nicht sonderlich geistreichem Gesichtsausdruck anzustarren.

Der Schriftsteller ließ sich dadurch nicht irritieren und fuhr ruhig fort, ohne eine Antwort abzuwarten:

„Von diesem Gelde bezahlen Sie die Möbel — notabene, ich habe noch vergessen zu bemerken, daß Sie vier Tausendmarktscheine in Zahlung erhielten, nach Ihrer Schätzung weit mehr, als das Bild eigentlich wert ist. Diese Scheine sind es, deren Nummern im Notizbuch oder im Briefe des Ermordeten angegeben waren. — Aber kommen wir zu Ihrem Aufenthalt im Unglückshause. Sie sind jedenfalls gestern nacht aus der Gesellschaft gegen elf Uhr nach Hause gegangen. Vor der Tür erwartet Sie ein Chauffeur mit seinem Automobil, der Ihnen einen Brief ohne Unterschrift bringt, daß Sie sofort zu einem schwer Erkrankten kommen sollen. Sie fragen: Wohin? — Darauf deutet Ihnen der Mann vermutlich an, daß er stumm sei. Sie entschließen sich, dem Rufe zu folgen, und werden in dem Automobil, das groß ist und sehr schnell fährt, nach dem Eckhause gebracht. — Haben Sie wohl eine Ahnung, weswegen gerade Sie von allen Ärzten Berlins geholt worden sind?“

„Ich dachte, daß vielleicht mein Name —“

„Entschuldigen Sie, mein wertester Herr Doktor, aber da sind Sie meiner Meinung nach sehr auf dem Holzwege. Sie sind das Opfer einer schändlichen Intrigue geworden, oder vielmehr Sie sollten es werden; denn ich hoffe von Herzen, daß es mir gelingen wird, Sie aus dem Netze, in das Sie verstrickt werden sollen, zu retten. — Vor dem Eckhause empfängt Sie eine Frau, deren Gesicht durch ein Tuch oder ähnliches so verhüllt ist, daß Sie nichts von ihren Zügen erkennen können. Ich glaube, wenn Sie ihr auch gegenübergestellt würden, Sie könnten ihre Identität nicht beschwören.“

„In diesem Augenblick möchte ich nicht beschwören, daß ich noch meine fünf gesunden Sinne habe,“ sagte Hardeck ziemlich hilflos. „Vor einigen hundert Jahren wären Sie als gefährlicher Hegenmeister sicherlich dem Feuertode verfallen, Fernau.“

Der Schriftsteller lächelte.

„Bringen wir die Sache also zum Ende. Die Unbekannte führt Sie zu dem Kranken — dem Mann, den man jetzt ermordet gefunden hat. Sie finden ihn halbtot, anscheinend vergiftet. Es gelingt Ihnen jedoch, ihn zu retten. Sie bieten sich an wiederzukommen, aber die Frau weist das ab. Sie bezahlt Sie sogleich, und Sie gehen. Das ist alles — nicht wahr?“

Hardeck griff sich an den Kopf und fragte sich allen Ernstes, ob er wache oder träume. Das war ein genauer Bericht des wirklichen Herganges — er selbst hätte es nicht besser erzählen können. Er wußte ganz bestimmt, daß er die Einzelheiten über das Automobil, den stummen Chauffeur und vor allem über den Bilderkäufer Fernau nicht mitgeteilt hatte, und es war ihm völlig unsagbar, woher der Schriftsteller Kenntnis davon haben konnte. Allerlei abenteuerliche Vermutungen mußte er sogleich wieder verwerfen; wie sehr er sich auch anstrengte, er fand keine Erklärung.

Hettig war dem Gespräch ganz verständnislos gefolgt. Sie wußte ja nicht, daß Hardeck ihrem Onkel schon am Morgen sein Erlebnis mitgeteilt hatte, und sie begriff deshalb das Benehmen der beiden Männer durchaus nicht.

Fernau beobachtete mit seinem Lächeln die Verwirrung der beiden. Endlich sagte er, wie wenn ihm nachträglich etwas eingefallen wäre:

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

ist groß der Brunnen oder klein,
Das laß dir keine Sorge sein!
Aus beiden trinkst du frischen Mut,
Ist nur das Wasser rein und gut.

R. Reinick.



Der gute Kamerad.

Von A. Gottner-Grefe.

(Nachdruck verboten.)

Wenn über der winterlichen Erde die bläuliche Eiskruste schimmern lag, so daß sie wie ein Panzer alles drängende Leben abschloß und nur die ungeheure Ruhe auf den weit hingestreckten Felsern herrschte, dann war es schön draußen auf dem flachen Lande, wo einsam und vergessen vom toben den Pulschlag unserer Zeit die kleine Stadt träumte. Daß wie ein Pelz schloß der weiche Schnee jeden Vorsprung, jedes Gefälle ein, so daß alles alltägliche andere, phantastische Formen annahm. Der hohe Kirchturm trug eine Haube, und um die Brüstungen der Fenster schlangen sich Ketten von klirrenden Eiszapfen. Wenn die Sonne sich darinnen spiegelte, sahen sie aus wie Diamanten.

„Ganz wie die Edelsteine, von denen man liest in Tausendundeiner Nacht!“ sagte Dore Ebbing mit glänzenden Augen, in denen eine heiße Sehnsucht flimmerte. Die große Sehnsucht der Jugend nach Schönheit, Glanz, Leben. Mit einer fast wilden Bewegung schüttelte die kaum Sechzehnjährige die langen, biden Zöpfe zurück. Dann gab sie sich einen Ruck und begann zu laufen, daß das süßreife Kleid wehte und die Schlittschuhe an ihrem Arm klapperten. Die enge, altertümlich aussehende Gasse lag still im weichen, grauen Dämmer des Wintermittags vor ihr. In den Fenstern der Häuser glänzte es rot auf von den Strahlen der untergehenden Sonne, die ruhevoll zwischen den dunklen Wolken am Rande der Ebene versank. Ein Hund bellte auf, von den Felsern herein tönte Rabengefasel. Und plötzlich kam es über Dore Ebbing wie eine Angst vor der Weite, welche da draußen lag im unsicheren Licht. Sie machte rasch kehrt und lief zu ihrem Begleiter zurück.

„Nun?“ fragte der sehr hochgewachsene Mann, welcher stark vornübergebeugt, etwas mühsam dahinschritt. „Was gibt's? Schon ausgelebt? Oder bist du müde vom Schlittschuhlaufen, kleine Dore?“

„Ja“ — sie nickte — „ich bin müde. Und — ich — ich fürchte mich vor dieser Einsamkeit. Nur bei dir ist's gut, Onkel Theo. Sonst nirgend's auf der Welt.“

Sie sagte es sehr überzeugt und sah ihn an mit einem strahlenden Blick, in dem neben all dem Kinderüberschwang doch schon eine echte weibliche Hingabe lag. In das schmale, blasser Gesicht des Mannes stieg ein leichtes Rot. Fester drückte er ihren Arm an sich. So gingen sie dahin im langsamen Schlendertempo. Aber Dore Ebbing war immer einen Schritt voraus, während er ein wenig den linken Fuß nachzog, als fühlte er einen Schmerz. Sie merkte es und sah ihn fragend an:

„Tut's wieder weh?“

Er nickte. Ja, es tat wieder weh. Eigentlich fühlte er die schlecht verheilte Wunde ja immer. Aber bei strenger Kälte wurde das ärger, ebenso wie dieser häßliche Schmerz an der linken Brustseite. Eine ewige Mahnung war das an eine Periode seines Lebens, welche ihm jetzt fast unwirklich erschien. Damals hatte er sich blind und toll verliebt in die hübsche Sängerin Banescu. Und als der schnelle Oberleutnant von Selten einmal im Gasthause ganz offen behauptete, ältere Rechte an die schöne Substanzin zu haben, hatte er, der blutjunge Student der Philosophie Theo Herterich, den Prahler sofort gefordert. Scharfe Bedingungen stellte er, und es gab einen Kampf auf Leben und Tod. Theo Herterich lächelte müde, während er jetzt an all das dachte. Wie war ihm dies

damals so groß erschienen, und wie klein war er gewesen! Als er nach langem Siechtum wieder langsam genes, mußte er erfahren, daß der Oberleutnant zwar tatlos geplatzt, aber nicht gelogen hatte. Er sah auf Festung. Die schöne Sängerin aber, welche ein Zufall für kurze Wochen hereingeweht hatte, in die kleine Stadt, war längst über alle Berge. Ein halbes Jahr später betrat sie einen Gelbmann —

„Nein! Es war nicht der Mühe wert gewesen! Und doch hatte es ihm alle Lebensfreude gekostet, seine Gesundheit, sein Vorwärtstommen. Er mußte schon so als Privatgelehrter in stiller Zurückgezogenheit hier weiterleben, denn mehr vertrug er nicht. Und weit an ihm vorüber verbrauchte stark und kraftvoll der große Sturm des Lebens. Er meinte oft das Klauschen förmlich zu hören. Und dann kam die Sehnsucht über ihn —

„Onkel Theo“, sagte Dore Ebbing in das Schweigen hinein. „Woran denkst du denn, wenn du so stumm neben mir hergehst? Nicht wahr, da bist du weit weg von mir in deinen Träumen?“

„Nein. Ich bin immer bei dir“, entgegnete er schlicht.

Sie sah ihn an, ein warmes Leuchten in den Augen.

„So soll es auch sein“, sagte sie. „Du bist bei mir und ich bei dir. Das muß schon so bleiben. Ich weiß es noch so genau, was Mama sagte, als Papa tot war: „Jetzt bringe ich dich zu Onkel Theo“, sagte sie. „Der ist gut. Der wird das einzige Mädel seiner armen Schwester nicht verlassen.“ Und dann fuhren wir her und kamen zu dir. Ich war erst fünf Jahre alt, aber ich weiß es noch wie heute. Und dann wurde es Frühling, und Mama war krank und mußte nach dem Süden und ist nie mehr heimgekommen.“ Die junge Stimme zitterte ein wenig, aber Dore überwand dies tapfer.

„Und nun bin ich schon so lange bei dir“, fuhr sie rasch fort. „Und es ist just, als ob wir auf einer Insel wären, du und ich und unser alter Onkel Doktor, der so schön aufpaßt auf uns beide. Dein Haus ist die Insel. Und ganz weit weg, irgendwo, ist die Welt.“

War das nicht doch ein Ton geheimer Sehnsucht, der in den Worten nachklang? Theo Herterich hob, wie horchend, den Kopf. Ein großes Angstgefühl schnürte ihm die Kehle zusammen. Aber da streckte sich schon dunkel und schwer aus dem Nebel sein altes Haus. Freundlich strahlte die Lampe aus dem Wohnzimmer. Dort saß wohl schon der einzige Verwandte, welchen sie beide besaßen, der alte Doktor Herterich, der letzte der vier Brüder von Theos verstorbenem Vater. Onkel Felix war hier Stadtkirchmeister gewesen und lebte nun schon lange in ein paar Stuben des alten Hauses ein Ruhebasin.

Das Abendbrot war gegessen, und Onkel Felix begann seine lange Pfeife zu rauchen, während Theo vorlas. Das junge Mädchen saß über einer Arbeit. Im Ofenrohr prasselten ein paar Äpfel, und draußen vor den Fenstern fiel lautlos der Schnee in dichten Flocken, und der Winterwind kam über die weite Ebene und sang sein Lied.

Aber mit dem Besen wollte es heute wieder gar nicht recht gehen. Der Schmerz auf der Brust wurde heftiger. Und in dem Mädel war heute eine heimliche Unruhe, die sich kaum niederzwingen ließ. Theo Herterich fühlte das förmlich mit. Er sah es an dem jähen Aufschreien, wenn draußen ein Schlitten vorbeiflog, an dem Wechsel der Farben in dem lieblichen, jungen Gesicht. Als er erschöpft das Buch weglegte — es waren die Gedichte von Mörike, und ein eigentümlicher Hauch von Lebenswärme flutete ihnen nach —, ließ Dore Ebbing zum Klavier. Erst prälabierte sie ein wenig, dann griff sie stark in die Tasten. Wie ein kräftiger Vogel schwang ihre junge Stimme sich den Tönen nach:

„Durch die Stadt sind wir geschritten,

Hand in Hand im Mondenschein.

Und das Glück ging in der Mitten —

Die brach jääh ab, ließ die Hände still auf den Tasten liegen und sah ins Leere. Ganz leise vollendete Theo Herterichs müde Stimme den Vers:

„Heute geh' ich hier allein,
Denke an vergangne Stunden,
Hör' von fern das Leben rauschen,
Fühle Schmerzen, nie betäubt von
Und mag doch mit keinem tauschen.“

Es war eine starke Trauer in dem einfachen Lied, und Lore Ebbing fühlte sie. Gleich war sie bei ihm, preßte ihr heißes, junges Gesicht an das seine und sah ihm in die Augen. Da glomm etwas auf in diesem stillen Männerbild, das sie verwirrte. Etwas, das sie nicht kannte, und das ihr doch süß und geheimnisvoll erschien. Und mit einemmal hob Theo Herterich beide Arme und zog die knospende Gestalt an sich und küßte die kleine, wilde Lore auf den zuckenden Kindermund. Eine Sekunde später war sie ihm entschlüpft, und gleich darauf hörte man sie die Treppe hinauflaufen nach ihrem Stubben.

[Schluß folgt.]



Kunst und Wissen.

Theodor Storm über seinen Besuch bei Mörike.
„Jeder Tag, an dem es taget und nachtet, ist gut, wenn er Sie bringt.“ Hocherfreut hatte mit diesen Worten Mörike auf Storms Besuchsaussendung geantwortet. Daraufhin fuhr der GutsMuth Dichter, der mit seinen alten Eltern auf einer Reise in Heidelberg war, nach Stuttgart, um den persönlich noch unbekannten Dichtergenossen zu begrüßen. Von den zwei Tagen, die er in der schwäbischen Hauptstadt verlebte, berichtete Storm dem alten Freunde Brinkmann in einem langen Briefe, der zum ersten Male veröffentlicht wird in dem kürzlich von Storms jüngster Tochter Gertrud herausgegebenen Bande „Theodor Storms Briefe an seine Freunde Hartmuth Brinkmann und Wilhelm Peterßen“. Mörike konnte den Besucher nicht selbst am Bahnhof erwarten, dafür schickte er seinen Freund, den Pfarrer Wilhelm Hartlaub, mit einem lateinischen Beglaubigungsschreiben: „Salve Theodora!“ Hartlaub empfing den Ankommen den gleich mit den bereitwilligen Worten: „Sie komme zur gütlichen Stunde; der Edward hat was vollendet, was von überwältigender Schönheit ist.“ Nachdem Storm von Mörikes lebenswürdiger Frau mit einem guten Frühstück bewillkommet war, kam der schwäbische Dichter heim. „Er sieht,“ erzählte Storm, „beweglicher, nicht so bürgerlich vornehm aus, wie auf dem Dir bekannten Bilde, obgleich er bei Gelegenheit auch sehr vornehm sein können. ... Er nahm mich bei beiden Händen, guckte mir in die Augen und sagte, zu seiner Frau gewandt: ‚Gelt, Alte, so habe mir uns ihn ungesucht vorge stellt.‘ Mein und Konstanzen's Bild hängen nämlich seit einem Jahr über seinem Sofa. Er ist in seinem Wesen ganz wie seine Schriften. Nie ist mir ein Mensch vorgekommen, der mit solcher Gegenständlichkeit sich ausdrückt. ...“ Nach der Rückkehr von einem Spaziergang durch die Stadt zogen sich die drei Männer in das hinterste Zimmer zurück. Mörike las, und zwar gut und ohne Dialekt: „Mozart auf der Reise nach Prag.“ Ein kleines Meisterstück, worin alles frei erfunden ist. ... Bei einer Lesepause wandte Hartlaub sich ganz erregt nach mir um: „Ih' Sie,“ sagte er, „ist das nu zum Aushalten!“ Es war in der Tat schön. Mörike ist ein eifriger Musikkenner, kommt aber mit seiner Liebe, was charakteristisch ist, über Haydn und Mozart nicht hinaus, die er und Hartlaub die „Seligen“ nennen, wie Schiller und Goethe. Später sprachen wir vom kritischen Standpunkt über die Arbeit; er hat seit zwei Jahren daran gearbeitet; und er erklärte sich bei der Gelegenheit gegen die Vielschreiber, gegen die, denen ihr Geschriebenes über ihr Geschriebenes geht, und die immer darauf paßten, ob es nicht schon

wieder „güfte“. „Ich mußte wohl,“ sagte er in Bezug auf seinen Mozart, „daß da noch ein kleiner Schatz zu heben sei; aber ich ließ es ruhig liegen. ...“ Recht anschaulich weiß Storm von dem Besuch seiner Eltern bei Mörike zu erzählen, die tags darauf eintrafen. Mörike mußte auf einem gemeinsamen Spaziergang immer wieder seine Freude darüber ausdrücken, wie liebe, prächtige Menschen es wären. „Dann wandte er sich, als wir vor der Schillerstatue standen, vom Alten zu mir und erklärte, der Alte sähe aus wie ein Schweizer. Dieser dagegen nahm das Kompliment nicht an, sondern erklärte auf plattdeutsch, er sei nur ein Westermühlener Bauernjunge. Halbwegs verstanden sie sich nicht wegen des gegenseitigen Dialekts, und so kamen sie schließlich miteinander aus.“

Ihre Kur.

Herr Tillberg hatte einen heftigen Schludenanfall, und die gewöhnliche Reizbarkeit seines Temperaments war dadurch noch gesteigert worden.

„Kannst du denn gar nichts tun — Huglu — um diesen schneidigen — Huglu — Schluden wegzubringen?“ fragte er ärgerlich, seine Frau. „Willst du vielleicht, daß — Huglu — ich mich zu Tode — Huglu — schlucke?“

„Was kann ich denn dabei tun?“ fragte Frau Tillberg. „Ich kann doch nicht deinen Atem anhalten und für dich bis zwölf zählen.“

„Nein, aber einen Schrecken — Huglu — könntest du mir einjagen. Du könntest — Huglu — in dem Augenblick, wo ich an — Huglu — nichts Urges denke, mir — Huglu — plötzlich ‚Wöh‘ ins Ohr brüllen, oder — Huglu — etwas Aesuliches!“

„Tillberg!“ gab sie in eisigem Tone zur Antwort. „Ich muß mich wirklich über dich wundern! Der Gedanke, mir eine solche Aufgabe zuzumuten, ist in der Tat verrückt genug, um deiner würdig zu sein. Aber ich habe dir etwas Wichtigeres als ‚Wöh‘ zu sagen!“

„So?“

„Ja. Ich habe zum Winter unbedingt einen neuen Pelzmantel nötig, und —“

„Was ist das?“

„Und da Blauschwarz wohl sehr teuer sein dürfte, so habe ich mich entschlossen, Sealfin zu nehmen, der kostet nur etwas über die Hälfte. Also sei so gut und g' — morgen einen Eckel über fünfshundert —!“

„Helene, du bist wohl ganz verrückt geworden! Was soll das bedeuten?“

Sie sah ihn einen Augenblick schweigend an und fragte dann:

„Dein Schluden ist jetzt wohl vorbei, nicht wahr, lieber Alfred?“

„Den Teufel auch! Ob er vorbei ist! Aber du hast doch nicht im Ernst —“

„Das habe ich mir gedacht! Wenn etwas helfen konnte, so war es das.“

Und Frau Tillberg stieß einen tiefen Seufzer aus.

F. Möhlich.



Humor.

Der lachende Erbe. Freund: „Nun, warst du mit dem Testament deines Onkels zufrieden?“

Erbe: „Natürlich, ich habe riesiges Glück gehabt, er hat sein ganzes Vermögen einer Irrenanstalt vermacht.“

„Und das nennst du riesiges Glück? Ich halte das eher für riesiges Pech!“

„Ach, wo! Die andern Verwandten wollen das Testament anfechten, und sie haben mich als Rechtsanwalt genommen.“